

## Wissen und Wert, immaterielle Arbeit und Produktivität

Der Begriff der „immateriellen Arbeit“ spielt im jüngeren Diskurs der Politischen Ökonomie eine bedeutende Rolle. Viele beziehen sich dabei auf das Buch *Empire* von Michael Hardt und Antonio Negri. Unabhängig davon ging das Denken von André Gorz seit geraumer Zeit in diese Richtung. Da er sich dabei immer wieder auch mit dem bedingungslosen Grundeinkommen, seiner Konzeption und Begründung auseinandergesetzt hat, wollen wir seinen Ansatz hier (notwendig verkürzt) darstellen. Wir stützen uns dabei auf sein Buch *Wissen, Wert und Kapital*, das zuerst 2003 erschienen ist. Dabei setzen wir wörtliche Zitate in Anführungszeichen und verzichten auf Seitenabgaben.

Arbeit, Wert und Kapital sind nach Marx die Grundkategorien des Kapitalismus. Dabei ist Arbeit nicht das konkrete Tun der Menschen, sondern die Fähigkeit dieses Tuns, seinem Produkt Wert zu verleihen. Das Produkt gehört dabei nicht der Produzentin, sondern derjenigen Person, die sie für ihr Tun bezahlt und auch die Rohstoffe und Produktionsmittel gekauft hat. Dieses vorgeschossene Geld verwandelt sich im Laufe des Arbeitsprozesses in ein Produkt, das für eine größere Summe verkauft werden kann als die vorgeschossene. Dadurch ist es zum Kapital geworden, in Marx'scher Sprache zu „Geld heckendem Geld“.

Diese drei Grundkategorien existieren also nicht unabhängig voneinander und sind auch je in sich selbst nicht auffindbar. Sie erscheinen erst im Austausch von Waren. Erst der Kauf der Arbeitskraft und der erfolgreiche Wiederverkauf von deren Produkt macht die gemeinsame Substanz der drei sichtbar: „die in Zeiteinheiten messbare Menge abstrakter, warenförmiger Arbeit. Die in Waren kristallisierte durchschnittliche Arbeitsmenge misst letzten Endes das Äquivalenzverhältnis – den (Tausch-)Wert – der Waren.“

Nunmehr vollzieht sich im modernen Kapitalismus ein Prozess, der diese drei Grundkategorien infrage stellt, ja eigentlich schon überholt hat. Immer mehr Wissen spielt im Produktionsprozess eine Rolle. Schon immer war in den Maschinen und Arbeitsverfahren auch gesellschaftlich erworbenes Wissen der Vergangenheit gespeichert. Aber mit der sehr weit fortgeschrittenen Elektronifizierung der Produktion ist eine neue Qualität erreicht. Das in die Software eingegangene Wissen kann keiner persönlichen Arbeitsleistung mehr zugeordnet werden. Im Gegenteil, oft entsteht es überhaupt erst in der Kooperation, im gemeinsamen Entwicklungsprozess, sodass die Software mehr ist als die Summe der individuellen Beiträge zu ihrer Entstehung.

Das klingt banal, bedeutet aber, dass der Wert der elektronischen Elemente des Produktionsprozesses nicht mehr bestimmt werden kann. Die abstrakte Arbeit, die bloße Verausgabung von menschlichem Hirn und Muskelkraft, hatte Marx als Maß des Werts und damit auch des Mehrwerts bestimmt. Nun versagt dieses Maß, und zwar nicht zufällig, sondern systematisch. Die Wissensarbeit, die zur Software führt, hat keine Wert. Zumindest keinen messbaren. Gorz zitiert den damaligen Personalchef von Daimler-Chrysler: „Die Leistung der Einzelnen wird zunehmend nicht mehr an der Anwesenheit im Unternehmen, sondern an den erreichten Zielen und der Qualität der Ergebnisse gemessen.“

Was gut klingt, schafft der Mitarbeiterin ein Problem: Ihre Arbeit(szeit) wird entgrenzt, sie muss rund um die Uhr für das Unternehmen verfügbar sein und all ihre Fähigkeiten mobilisieren. In der Vergangenheit setzte das Unternehmen Druck und Motivationskunst ein, damit die Beschäftigten fleißig arbeiteten. Heute richten die Beschäftigten sich selbst so zu, dass sie wie Unternehmerinnen funktionieren. So fließt nicht nur ihre bloße Tätigkeit, sondern all ihr Können, ihre Fantasie, man könnte fast sagen sie selbst mit Haut und Haaren, in ihre Arbeit und deren Produkt mit ein. Zwar findet rein abstrakte, messbare Arbeit nach wie vor in großem Umfang statt, aber „das Herz der Wertschöpfung ist die immaterielle Arbeit“.

Da das Produkt immer noch dem Unternehmen gehört, hat das den Profit. Allerdings hat der Preis gar nichts mehr mit dem Wert, mit der aufgewandten Arbeitszeit, zu tun. Er bestimmt sich vielmehr ähnlich wie bei Kunstwerken aus dem, was die Kundin zahlen kann und will. Erklärt man ihr, wie einzigartig das Produkt und seine Schöpferin sind, dann wird das sehr viel sein können. Noch liegt der Vorteil also beim Unternehmen, aber es hat auch ein Problem: Das lebendige Wissen der

Mitarbeiterinnen ebenso wie das in der Software gespeicherte tote Wissen lassen sich nicht mehr so recht kontrollieren. Die Beschäftigten könnten anfangen, gemeinsam und miteinander zu arbeiten, und die Software lässt sich praktisch zu Nullkosten vervielfältigen. Das elektronische Wissen kann sogar selbst produktiv werden, indem es „komplexe Interaktionen zwischen einer Vielzahl von Akteuren und Variablen organisieren und regeln“ kann. Damit „erspart es Unmengen von bezahlter gesellschaftlicher Arbeit und verkleinert den monetären Tauschwert einer wachsenden Anzahl von Produkten und Dienstleistungen“. So wird eine „Ökonomie der Fülle“ sichtbar, die „tendenziell zu einer Umsonst-Ökonomie“ führt, „zu Produktions-, Kooperations-, Tausch- und Verbrauchsformen, die auf Gemeinsinn und Gemeinwesen basieren“.

„Der gesellschaftlich produzierte Reichtum ist ein Kollektivgut, zu dessen Schöpfung der besondere Beitrag jeder und jedes Einzelnen heute noch weniger als je zuvor messbar ist. Das Recht auf ein ausreichendes, bedingungsloses und universelles Einkommen entspricht letztendlich der Vergesellschaftung eines Teils dessen, was wissentlich oder unwissentlich produziert wurde.“

#### Mehr Informationen:

[http://www.grundrisse.net/grundrisse31/kreative\\_arbeit.htm](http://www.grundrisse.net/grundrisse31/kreative_arbeit.htm)

Webseite der österreichischen Zeitschrift Grundrisse mit tiefgehenden Texten u. a. des Philosophen Karl Reitter

<http://www.wissensgesellschaft.org/themen/orientierung/welchegesellschaft.html>

Text von Gorz auf der Webseite der Heinrich Böll Stiftung mit weiteren Links zu Wissensgesellschaft und verwandten Themen